

TERRY GOODKIND

Das Schwert der Wahrheit  
Achstes Buch

Das Schwert der Wahrheit bei Blanvalet in der ungesplitteten,  
dem Original entsprechenden Taschenbuchausgabe:

Erstes Buch: Das erste Gesetz der Magie (36967)

Zweites Buch: Die Schwestern des Lichts (36968)

Drittes Buch: Die Günstlinge der Unterwelt (36969)

Viertes Buch: Der Tempel der vier Winde (37104)

Fünftes Buch: Die Seele des Feuers (37105)

Sechstes Buch: Schwester der Finsternis (37106)

Siebtens Buch: Die Säulen der Schöpfung (37288)

Achstes Buch: Das Reich des dunklen Herrschers (37289)

Terry Goodkind

---

**Das Reich des  
dunklen Herrschers**

Achtes Buch

Roman

Deutsch von Caspar Holz

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Naked Empire« bei Tor Books, New York.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Juli 2009

bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe  
Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2001 by Terry Goodkind

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Published in agreement with the author

c/o Baror International, Inc., Armonk, New York, USA

Artwork by Keith Parkinson

Redaktion: Werner Bauer

HK · Herstellung: RF

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

eISBN 978-3-641-04957-7

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Für Tom Doherty, stets ein Streiter  
für das Gute und gegen das Böse.



# 1

Kahlan beugte sich unauffällig zu ihm hinüber und fragte mit gedämpfter Stimme: »Du hast die ganze Zeit gewusst, dass sie da waren, hab ich Recht?«

Die Umrise dreier schwarz gezeichneter Riesenkrähen, die soeben aufgefliegen waren, um ihre allnächtliche Jagd zu beginnen, hoben sich gerade noch erkennbar vor dem Hintergrund des dämmrigen Himmels ab. Ihretwegen war er stehen geblieben, sie hatte er die ganze Zeit beobachtet, während der Rest der kleinen Gruppe in beklommenem Schweigen wartete.

»Ja.« Ohne sich umzudrehen, deutete Richard über seine Schulter. »Dort hinten sind noch zwei von ihnen.«

Kahlan ließ den Blick suchend über das dunkle Felsengewirr wandern, konnte aber keine weiteren Vögel entdecken.

Mit zwei Fingern hob Richard sein Schwert am Silberknauf einige Zoll an, um sich zu vergewissern, dass es locker in der Scheide saß. Als er es wieder zurückfallen ließ, verfang sich ein letzter, flüchtiger Schimmer des warmen Abendlichts in seinem goldenen Umhang. Just in diesem Augenblick schossen zwei weitere der riesigen Vögel über ihre Köpfe hinweg. Einer von ihnen, die Flügel weit gespreizt, stieß einen durchdringenden Schrei aus, als er in einer engen Kurve einmal über ihnen kreiste, wie um die fünf Personen unter ihm am Boden abzuschätzen, ehe er seinen sich rasch in westlicher Richtung entfernenden Kameraden mit kräftigem Flügelschlag hinterhereilte.

In dieser Nacht würden sie reichlich Nahrung finden.

Kahlan vermutete, dass Richard, als er ihnen hinterherschaute, in Gedanken bei seinem Halbbruder Oba war, von dessen Existenz er erst vor kurzem erfahren hatte. Dieser Halbbruder hielt sich ge-

zwungenermaßen einen strammen Tagesmarsch westlich von ihnen auf, an einem der sengenden Sonne so schutzlos ausgesetzten Ort, dass nur wenige sich je dorthin verirrtten – und noch wenigere jemals von dort wiederkehrten. Dabei war die sengende Hitze nicht einmal das Schlimmste gewesen.

Jenseits dieser trostlosen, menschenleeren Talsenke malte das nachlassende Licht der Dämmerung die Silhouette eines fernen Gebirgskamms an den Horizont, der wie der schwarz verkohlte Rand des Glutofens der Hölle selbst wirkte. Dunkel und unerbittlich wie diese Berge, und ebenso bedrohlich, hielt der aus fünf Vögeln bestehende Schwarm auf das schwindende Licht zu.

Jennsen beobachtete sie verwundert. »Was in aller Welt ...?«

Den Blick noch immer auf die Riesenkrähen gerichtet, nahm Richard ein paar kleine Steinchen vom bröckeligen Felsvorsprung neben sich und schüttelte sie leicht in seiner geschlossenen Hand. »Ich habe diese Vögel zuvor auch noch nie gesehen – bis ich in diese Gegend kam. Einige Leute, mit denen wir gesprochen haben, erzählten, sie seien vor ein oder zwei Jahren das erste Mal hier aufgetaucht – je nachdem, von wem man die Geschichte hört. Aber alle waren sich einig, die Riesenkrähen davor noch nie gesehen zu haben.«

Richard warf die Steinchen hinter sich auf den Pfad, der hier über harten, verkrusteten Boden führte. »Ich glaube, sie gehören zur Familie der Falken.«

Jennsen kauerte sich neben ihre braune Ziege Betty, die sich verängstigt an ihre Beine schmiegte, und tröstete sie. »Falken können es auf keinen Fall sein.« Die beiden weißen Ziegenkinder, die sonst nur herumtollten, tranken oder schliefen, hatten sich stumm und eng aneinandergedrängt unter den Bauch ihrer Mutter verkrochen. »Dafür sind sie viel zu groß.«

Ein freundliches Lächeln ging über Richards Gesicht, und seine Stimme wurde milder, als er fragte: »Soll das etwa heißen, du streitest einfach ab, was du gerade mit eigenen Augen gesehen hast?«

Jennsen streichelte Bettys schlaffe Ohren. »Ich denke, meine aufgestellten Nackenhaare würden mich glatt Lügen strafen.«

Richard sah erneut zum dunklen Horizont. »Mit ihrem schlanken Körper, dem runden Kopf und ihren spitzen Flügeln ähneln diese



Riesenkrähen allen mir bekannten Falkenarten. Meist spreizen sie im Gleitflug ihre Schwanzfedern, ansonsten ist ihre Silhouette im Flug eher schmal.«

Jennsen nickte, offenbar war sie mit seiner Beschreibung der charakteristischen Merkmale einverstanden.

»Sie sind schnell, überaus kräftig und angriffslustig«, fügte Richard hinzu. »Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie eine von ihnen einen Präriefalken mitten im Flug mühelos mit den Krallen packte.«

Seine Schilderung schien allen die Sprache verschlagen zu haben.

Richard war in den schier endlosen Wäldern Westlands aufgewachsen und anschließend Waldführer geworden. Er kannte sich hervorragend mit Tieren und dem Leben in der freien Natur aus, eine Erziehung, die für Kahlan, die in einem Palast in den Midlands groß geworden war, immer noch etwas Exotisches hatte. Sie liebte es, sich von ihm die Natur erklären zu lassen, liebte es, seine Begeisterung über die Wunder dieser Welt, die Wunder des Lebens, zu teilen. Natürlich war er seinem früheren Leben als Waldführer inzwischen längst entwachsen. Ihre erste Begegnung mit ihm, damals in den Wäldern seiner Heimat, schien ein ganzes Menschenleben her zu sein, dabei waren seitdem tatsächlich nur wenig mehr als zweieinhalb Jahre vergangen.

Sie hatten nicht nur eben erst von der Existenz seines Halbbruders erfahren, sondern auch herausgefunden, dass Richard eine Halbschwester hatte: Jennsen. Nach allem, was sie seit ihrer Begegnung am Tag zuvor hatten in Erfahrung bringen können, war auch sie in den Wäldern aufgewachsen. Es war rührend zu sehen, wie sie sich in ihrer einfachen, aufrichtigen Art freute, endlich einen nahen Verwandten gefunden zu haben, mit dem sie vieles gemeinsam hatte. Ihr ungläubiges Staunen über Kahlan und deren geheimnisumwitterte Jugend im Palast der Konfessoren in der fernen Stadt Ay-dindril wurde nur noch übertroffen von ihrer Begeisterung für ihren großen Bruder.

Jennsen und er hatten verschiedene Mütter, gezeugt aber hatte sie ein und derselbe gewalttätige Tyrann: Darken Rahl.

»Ich habe Falken kleine Tiere in Stücke reißen sehen«, sagte Jennsen. »Ich glaube, die Vorstellung, es könnte einen so großen Falken,

ganz zu schweigen fünf von dieser Sorte, geben, behagt mir ganz und gar nicht.«

Betty, ihre Ziege, schien diese Einschätzung zu teilen.

»Wir werden nachts abwechselnd Wache halten«, entschied Kahlan wie als Antwort auf Jennsens unausgesprochene Befürchtung. Das war zwar nicht der einzige Grund, aber Grund genug.

In der gespenstischen Stille verströmte das leblose Felsgestein ringsum noch immer sengende Hitzewellen. Der beschwerliche Fußmarsch von der Ödnis auf dem Grund des Tales und anschließend durch die umliegende Ebene hatte einen vollen Tag gedauert, trotzdem hatte sich niemand über das mörderische Tempo beschwert. Nur Kahlan hatte von der quälenden Hitze hämmernde Kopfschmerzen. So ungeheuer müde sie auch war, sie war sich bewusst, dass Richard in den letzten Tagen weit weniger Schlaf bekommen hatte als alle anderen. Auch wenn seinem ausgreifenden Schritt davon nichts anzumerken war, stand ihm die Erschöpfung deutlich ins Gesicht geschrieben.

Plötzlich wusste Kahlan, warum ihre Nerven zum Zerreißen gespannt waren: Es war die unnatürliche Stille. Man hörte keine Kojoten kläffen, kein Wolf heulte in der Ferne, keine Fledermäuse flatterten, nirgendwo vernahm man das Rascheln eines Waschbären oder das leise Scharren einer Wühlmaus – selbst das Sirren und Zirpen der Insekten fehlte. Normalerweise war das Verstummen all dieser Geräusche ein Zeichen der Gefahr, die Totenstille hier jedoch war auf die Abwesenheit jeglichen Lebens zurückzuführen; es gab weder Kojoten noch Wölfe oder Fledermäuse, nicht einmal irgendwelches Kerbgetier. Nur selten verirrte sich ein Lebewesen in diese vollkommen dürre Ödnis. Die Nacht war hier so lautlos wie der Sternenhimmel.

Die drückende Stille bewirkte, dass trotz der Hitze ein eisiges Frösteln Kahlans Rücken hinaufkroch.

Sie blickte ein letztes Mal zu den Riesenkrähen hinüber, die vor dem Hauch von Violett am westlichen Himmel gerade eben noch zu erkennen waren. Nicht einmal sie, so schien es, mochten lange in dieser Ödnis verweilen, wo sie nicht hingehörten.

»Ziemlich beängstigend, eine Begegnung mit diesen bedrohlichen Kreaturen, vor allem, wenn man überhaupt nichts von der Existenz

dieser Tiere wusste«, meinte Jennsen. Sie wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn und wechselte das Thema. »Ich hab mir sagen lassen, es bedeutet eine Warnung, wenn am Anfang einer Reise ein Raubvogel über einem kreist.«

»Einmal habe ich zu Beginn einer Reise einen Habicht über mir kreisen sehen«, erwiderte Richard.

»Und was ist passiert?«, fragte Jennsen – so ernst, als könnte seine Erklärung den alten Aberglauben ein für alle Mal klären.

Richards Lächeln ging in ein breites Grinsen über. »Ich habe Kahlan geheiratet.«

Cara, die aufmerksame Mord-Sith-Wächterin Richards, verschränkte trotzig die Arme. »Womit lediglich bewiesen wäre, dass die Warnung der Mutter Konfessor galt und nicht Euch, Lord Rahl.«

Er legte zärtlich den Arm um Kahlans Hüfte, die sich darauf, wie als Antwort auf seine wortlose Geste, lächelnd an ihn schmiegte. Dass sie auf dieser Reise zu Mann und Frau geworden waren, kam ihr erstaunlicher vor als alles, was sie sich je zu erträumen gewagt hätte, denn Frauen wie ihr – Konfessorinnen – war es normalerweise verwehrt, sich romantischen Gefühlen hinzugeben. Richard zu Liebe war sie das Wagnis eingegangen – und hatte seine Liebe gewonnen.

Kahlan fröstelte bei dem Gedanken an die schrecklichen Zeiten, als sie in ständiger Angst gelebt hatte, er sei tot.

Doch um dies zu verhindern, gab es ja Cara und ihre Mord-Sith-Schwestern.

Mit der Zeit war Cara zu einer Art Familienmitglied geworden. Und diese Familie hatte nun unerwartet Zuwachs bekommen.

Jennsen wiederum hatte eine geradezu ehrfürchtige Scheu ergriffen, als sie spürte, dass sie mit offenen Armen aufgenommen wurde. Nach allem, was sie bislang hatten in Erfahrung bringen können, hatte sie sich während ihrer ganzen Kindheit verstecken müssen, hatte sie in ständiger Angst gelebt, ihr Vater, der vormalige Lord Rahl, werde sie letztlich doch aufspüren und umbringen lassen, wie alle seine anderen nicht mit der Gabe geborenen Nachkommen auch.

Richard gab Tom und Friedrich, die beim Wagen und den Pferden

zurückgeblieben waren, das Signal, dass sie für die Nacht Halt machen wollten. Tom hob den Arm zum Zeichen, dass er verstanden hatte, und ging daran, sein Gespann abzukoppeln.

Jetzt, da die Riesenkrähen am dunklen, leeren Nachthimmel über dem westlichen Horizont nicht mehr zu erkennen waren, wandte sich Jennsen wieder Richard zu. »Ich vermute, ihre Federn haben an der Spitze eine schwarze Zeichnung.«

Ehe Richard etwas erwidern konnte, fiel Cara ihm ins Wort – mit einer seidenweichen Stimme, die pure Bedrohlichkeit verhieß. »Sie sehen aus, als hätte der Hüter der Unterwelt mit ihnen Totenscheine ausgefüllt.«

Es erfüllte Cara mit Abscheu, diese Vögel auch nur in Richards oder Kahlans Nähe zu sehen – ein Gefühl, das Kahlan teilte.

Jennsen wich Caras aufgebrachtem Blick aus und wandte sich mit ihrem Verdacht stattdessen an Richard.

»Glaubst du, sie werden ... uns Schwierigkeiten machen?«

Kahlan presste eine Faust auf ihren Unterleib, um das Angstgefühl zu unterdrücken, das die Frage unwillkürlich bei ihr auslöste.

Er sah tief in Jennsens sorgenvolle Augen. »Ganz offenkundig haben die Rabenvögel unsere Fährte aufgenommen.«

## 2

Jennsen sah zu den beiden Männern hinüber, die beim Wagen zurückgeblieben waren. Die scharfe Sichel des Mondes über der schwarzen Silhouette des fernen Gebirges spendete gerade genug Licht, dass Kahlan sehen konnte, wie Tom die Zugketten von den kräftigen Zugtieren löste, während Friedrich den übrigen die Sättel vom Rücken nahm.

Nachdenklich ließ Jennsen den Gurt ihres Wasserschlauchs von der Schulter gleiten, öffnete den Schlauch und nahm einen langen Zug. Der Geschmack war so abscheulich, dass sie noch immer das Gesicht verzog, als sie mit dem Schlauch auf die menschenleere Wüste hinter ihnen deutete. »Hier draußen gibt es kaum Leben – es könnte doch gut sein, dass die Riesenkrähen einfach hungrig sind

und dich für den Fall, dass du hier draußen umkommst, im Auge behalten wollen – und dieses ständige Belauern macht dich glauben, es steckt mehr dahinter.« Sie warf Richard einen ernsten, durch ein Lächeln abgemilderten Blick zu, so als hoffte sie, die Belehrung als Ratschlag tarnen zu können. »Vielleicht hat es ja wirklich nicht mehr zu bedeuten.«

»Sie warten keineswegs darauf, dass wir hier draußen sterben«, sagte Kahlan. Sie wollte die Diskussion beenden, damit sie endlich essen konnten und Richard ein wenig Schlaf bekam. »Sie haben uns schon beobachtet, bevor wir hierher kamen – schon seit den Wäldern im Nordosten. Jetzt lasst uns endlich etwas essen und ...«

»Aber warum? Vögel verhalten sich doch normalerweise nicht so. Warum sollten sie so etwas tun?«

»Ich denke, jemand hat sie beauftragt, unsere Fährte aufzunehmen«, sagte Richard. »Oder präziser, jemand benutzt sie, um Jagd auf uns zu machen.«

Die plötzliche Erkenntnis ließ Jennsen mitten im nächsten Zug innehalten. »Also deswegen hast du angefangen, kleine Steinchen auf den vom Wind freigewehten Stellen des Pfades zu verteilen.«

Richards Lächeln schien ihre Vermutung zu bestätigen. Er nahm den Wasserschlauch, den Kahlan ihm reichte, und nahm einen kräftigen Zug. Cara sah fragend zu ihm hoch.

Jennsen kam seiner Antwort zuvor. »Die glatten Felsflächen werden vom Wind freigeweht. Die auf den freien Stellen verteilten Steinchen sollten verhindern, dass sich jemand im Dunkeln unbemerkt an uns heranschleichen kann. Ihr Knirschen würde ihn verraten, sobald er auf sie tritt.«

Cara runzelte die Stirn und sah ihn fragend an. »Ist das wahr?«

Er reichte ihr achselzuckend seinen Wasserschlauch, damit sie ihren nicht unter ihrem Wüstengewand hervorholen musste. »Es war nur eine zusätzliche Vorsichtsmaßnahme, falls sich jemand in der Nähe herumtreibt, der nicht genügend Vorsicht walten lässt. Manchmal lassen sich Menschen mit den einfachsten Dingen überumpeln, die ihnen schließlich zum Verhängnis werden.«

»Aber nicht du«, sagte Jennsen und streifte den Gurt des Wasserschlauchs wieder über die Schulter. »Du denkst sogar an die einfachsten Dinge.«

Richard lachte amüsiert. »Du täuschst dich, Jennsen, wenn du glaubst, ich mache keine Fehler. Zum einen ist es gefährlich, jemanden, der einem Übles will, für dumm zu halten, andererseits kann es nicht schaden, ein paar Steinchen auszustreuen – falls tatsächlich jemand glaubt, sich unbemerkt im Dunkeln anschleichen zu können.«

Alle Amüsiertheit legte sich, als er zum westlichen Horizont hinübersah, wo die ersten Sterne noch immer auf sich warten ließen. »Nur fürchte ich, gegen jemanden, der uns vom dunklen Nachthimmel aus beobachtet, werden uns die Steinchen nicht viel nützen.« Als er sich wieder Jennsen zuwandte, hellte seine Miene sich auf, so als fiel ihm erst wieder ein, dass er mit ihr gesprochen hatte. »In-des, jedem unterlaufen Fehler.«

Cara wischte sich ein paar Wassertropfen von ihren verschmitzt lächelnden Lippen, als sie Richard seinen Wasserschlauch zurückgab. »Lord Rahl macht laufend Fehler, und mit besonderer Vorliebe die vermeidbaren. Deswegen braucht er ja auch mich.«

»Ach ja, ist das wahr, Madame Unfehlbar?«, meinte Richard tadelnd und riss ihr verärgert den Wasserschlauch aus den Händen. »Wärt Ihr nicht gar so versessen darauf gewesen, mir allen Ärger vom Leib zu halten, würden wir jetzt vermutlich nicht von schwarz gezeichneten Riesenkrähen verfolgt.«

»Was hätte ich denn tun sollen?«, sprudelte Cara hervor. »Ich wollte doch nur helfen – und Euch beschützen.« Ihr Lächeln war verflogen.

Richard seufzte. »Ja, ich weiß«, meinte er dann begütigend. »Wir werden uns etwas einfallen lassen.«

»Und welchen Fehler hast du gemacht, Cara?«, fragte Jennsen.

Statt verärgert auf die Frage zu reagieren, und vielleicht auch, weil sie aus aufrichtigem Interesse gestellt worden war, beantwortete Cara sie ruhig und unumwunden. »Es hat etwas mit dem kleinen Problem zu tun, von dem wir eben sprachen.«

»Ihr meint, es geht um diesen Gegenstand, den ich berühren soll?«

Im Schein der dünnen Mondsichel konnte Kahlan deutlich sehen, wie Caras Miene sich wieder verfinsterte. »Und zwar je eher, desto besser.«

Richard strich sich mit den Fingern über die Stirn. »Also, ich bin mir dessen nicht so sicher.«

Auch Kahlan fand, dass Cara es sich mit ihrer Idee ein wenig einfach machte.

Cara warf die Arme in die Luft. »Aber Lord Rahl, wir können es doch nicht einfach ...«

»Schlagen wir erst einmal das Lager auf, ehe es vollends dunkel wird«, ordnete Richard mit ruhiger Stimme an. »Im Augenblick brauchen wir vor allem etwas zu essen und ein wenig Schlaf.«

Ausnahmsweise sah Cara den Sinn seines Befehls ein und verzichtete darauf zu widersprechen. Vorhin, als Richard allein losgezogen war, um die Gegend zu erkunden, hatte sie Kahlan anvertraut, dass sie sich Sorgen wegen Richards erschöpften Aussehens mache, und vorgeschlagen, da genügend andere da waren, ihn diese Nacht nicht zu seiner Wachsicht zu wecken.

### 3

In der unermesslichen Weite der vollkommen stillen Nacht konnte Kahlan deutlich hören, wie Friedrich, ein Stück seitab, mit sanfter Stimme zu den Pferden sprach. Jedes Mal, wenn er bei seiner Arbeit, die Pferde zu versorgen und für die Nacht anzupflocken, an einem Tier vorüberkam, tätschelte er dessen Schulter und strich mit der Hand über seine Flanke. Jetzt, da die endlose Weite außerhalb des Lagers von der Dunkelheit verhüllt wurde, ließen die vertrauten Handgriffe bei der Versorgung der Tiere die unbekannte Umgebung etwas weniger bedrohlich erscheinen.

Friedrich war ein älterer, anspruchsloser Mann von durchschnittlicher Größe. Trotz seines Alters hatte er die lange und beschwerliche Reise in die Alte Welt auf sich genommen, um Richard zu finden, und zwar gleich nach dem Tod seiner Frau, denn er trug wichtige Informationen bei sich; der schmerzliche Verlust war seinen sanften Gesichtszügen noch immer anzusehen. Traf Kahlans Vermutung zu, würde sich das auch nicht mehr ändern.

Im schwachen Licht bemerkte sie Jennsens verstohlenes Lächeln, als Tom in ihre Richtung blickte. Ein jungenhaftes Strahlen huschte kurz über das Gesicht des kräftigen, blondschöpfigen D'Haraners,

der jedoch sofort wieder an die Arbeit ging und mehrere Bündel mit Bettzeug unter der Sitzbank hervorzog. Er stieg über die auf der La-defläche liegenden Vorräte hinweg und reichte Richard einen Stapel hinunter.

»Wir haben kein Feuerholz, Lord Rahl.« Einen Fuß auf das Stütz-gitter gestellt, stützte Tom sich mit dem Unterarm auf dem ange-winkelten Knie ab. »Aber wenn Ihr wollt, ich hab ein wenig Holz-kohle, die wir zum Kochen nehmen können.«

»Was ich wirklich möchte, ist, dass Ihr endlich aufhört, mich ›Lord Rahl‹ zu nennen. Wenn Euch dieser Titel in Gegenwart der falschen Leute herausrutscht, können wir alle in gewaltige Schwie-rigkeiten geraten.«

Grinsend klopfte Tom auf den verzierten Buchstaben R auf dem silbernen Heft des Messers in seinem Gürtel. »Ihr könnt ganz unbe-sorgt sein, Lord Rahl. Stahl gegen Stahl.«

Richard quittierte die auf die Bande bezogene, oft wiederholte Parole, die das d’Haranische Volk mit ihrem Lord Rahl verband und umgekehrt, mit einem Seufzen. Tom und Friedrich hatten verspro-chen, Richards und Kahlans Titel in Gegenwart Dritter unausge-sprochen zu lassen; lebenslange Gewohnheiten ließen sich jedoch nicht von heute auf morgen ablegen.

»Das wär’s«, verkündete Tom, als er die letzte Rolle mit Bettzeug hinunterreichte. »Wollt Ihr nun ein kleines Kochfeuer oder nicht?«

»Meiner Meinung nach kommen wir in dieser Hitze gut ohne zu-sätzliches Feuer zurecht.« Richard stapelte das Bettzeug auf einen bereits abgeladenen Sack mit Hafer. »Außerdem wäre es mir lieber, wir würden keine Zeit darauf verschwenden. Ich möchte gleich mit dem ersten Licht des Tages aufbrechen, im Übrigen brauchen wir ausreichend Schlaf.«

»Da mag ich Euch nicht widersprechen«, sagte Tom und richtete seinen mächtigen Körper zu voller Größe auf. »Es gefällt mir nicht, dass wir ohne jede Deckung im offenen Gelände herumlaufen, wo uns jeder mühelos aufspüren kann.«

Richard deutete mit einer viel sagenden Geste auf das dunkle Himmelsgewölbe über ihnen.

Tom schickte einen wachsamem Blick gen Himmel, ehe er sich mit einem zögernden Nicken wieder an die Arbeit machte und Werk-



zeug hervorkramte, um das Pferdegeschirr und die Holzleimer zum Tränken der Pferde auszubessern. Richard stützte einen Stiefel auf das robuste Hinterrad des Wagens und kletterte hinauf, um ihm dabei zur Hand zu gehen.

Tom, ein zurückhaltender, aber freundlicher Bursche, der erst am Vortag, unmittelbar nach ihrem Zusammentreffen mit Jennsen, zu ihnen gestoßen war, schien nach außen hin eine Art Händler zu sein, der in seinem Wagen irgendwelche Waren transportierte. Der Transport dieser Waren, hatten Richard und Kahlan herausgefunden, lieferte ihm den Vorwand, jederzeit überall dorthin reisen zu können, wo er gebraucht wurde. Er war Mitglied einer im Geheimen operierenden Gruppe, deren eigentliche Aufgabe darin bestand, Lord Rahl vor versteckten Intrigen und Gefahren zu schützen.

Plötzlich fragte Jennsen ganz unvermittelt: »Was meinst du, weshalb könnte wohl jemand Interesse haben, eure Fährte mit Hilfe dieser Vögel zu verfolgen?«

Kahlan sah die junge Frau erstaunt an. »Wir befinden uns mitten in der Alten Welt, Jennsen. Auf feindlichem Gebiet verfolgt zu werden, das ist nun wirklich nichts Überraschendes.«

»Vermutlich hast du Recht«, musste Jennsen zugeben. »Nur hatte ich den Eindruck, es müsste noch etwas anderes dahinter stecken.« Trotz der Hitze rieb sie sich die Arme, als hätte sie soeben ein Frösteln überkommen. »Du machst dir keine Vorstellung, wie veressen Kaiser Jagang darauf ist, euch in die Hände zu bekommen.«

Kahlan lächelte in sich hinein. »O doch, ich denke schon.«

Jennsen schaute Richard einen Moment lang zu, wie er die Wassereimer aus den auf dem Wagen mitgeführten Fässern füllte und sich dann hinunterbeugte, um sie Friedrich einen nach dem anderen anzureichen. Als alle Eimer voll waren, hielt Richard seinen eigenen Wasserschlauch unter die Wasseroberfläche, um ihn ebenfalls zu füllen.

Kopfschüttelnd wandte sich Jennsen wieder Kahlan zu. »Kaiser Jagang wollte mich mit einer List glauben machen, Richard wolle meinen Tod.« Sie sah kurz zu den mit ihrer Arbeit beschäftigten Männern hinüber, ehe sie fortfuhr. »Ich war dabei, als er Ayndiril überfiel.«

Plötzlich meinte Kahlan, ihr Herz bis zum Hals schlagen zu spüren; zum ersten Mal bekam sie aus erster Hand bestätigt, dass der Rohling jene Stadt überfallen hatte, in der sie aufgewachsen war. Sie musste diese Frage stellen, auch wenn sie die Antwort nicht ertragen zu können glaubte. »Hat er die Stadt vollständig zerstört?«

Nachdem man Richard gefangen genommen und von ihr getrennt hatte, hatte Kahlan die d'haranische Armee mit Caras Hilfe gegen Jagangs gewaltige Invasionsstreitmacht aus der Alten Welt geführt. Monat für Monat hatten Kahlans Truppen auf einem quer durch die gesamten Midlands führenden Rückzug einer schier unglaublichen Übermacht getrotzt.

Als die entscheidende Schlacht um die Midlands verloren ging, hatte sie Richard schon seit über einem Jahr nicht mehr gesehen – offenbar war er der Vergessenheit anheimgefallen. Nachdem sie endlich in Erfahrung gebracht hatte, wo er gefangen gehalten wurde, war sie mit Cara nach Süden in die Alte Welt geeilt, nur um dort mitzuerleben, wie Richard im Herzen von Jagangs Heimat einen wahren Feuersturm der Revolution entfachte.

Vor ihrem Aufbruch hatte sie noch Aydindril und den Palast der Konfessorinnen evakuiert und damit vielen Menschen ihr Zuhause genommen. Was zählte, war das nackte Überleben, nicht irgendein Gebäude oder Ort.

»So weit kam es gar nicht erst«, antwortete Jennsen. »Als er am Palast der Konfessorinnen eintraf, glaubte er noch, er hätte dich und Richard in die Enge getrieben. Stattdessen erwartete ihn vor den Toren des Palasts eine Lanze mit dem Kopf seines verehrten geistigen Ordensoberhaupts – Bruder Narev.« Sie senkte bedeutungsvoll die Stimme. »Schließlich entdeckte Jagang die Nachricht, die man beim Kopf zurückgelassen hatte.«

Kahlan war der Tag, an dem Richard den Kopf dieses ruchlosen Verbrechers mitsamt der Botschaft an Jagang nach Norden geschickt hatte, noch lebhaft in Erinnerung. »Mit besten Empfehlungen von Richard Rahl«.

»Genau«, sagte Jennsen. »Ich nehme an, du kannst dir denken, wie wütend Jagang war.« Sie legte eine kurze Pause ein, um sicherzugehen, dass Kahlan ihre Warnung verstanden hatte. »Er würde alles tun, um dich und Richard in die Hände zu bekommen.«

Nun, um das zu wissen, war sie wirklich nicht auf Jennsens Erklärungen angewiesen.

»Ein Grund mehr, sich aus dem Staub zu machen und sich irgendwo zu verstecken«, warf Cara ein.

»Und die Riesenkrähen?«, erinnerte sie Kahlan.

Cara warf einen viel sagenden Blick auf Jennsen, ehe sie ihr mit ruhiger Stimme antwortete. »Wenn wir uns um alles andere kümmern, löst sich das Problem vielleicht von selbst.« Sie, die sie nichts anderes als Richards Sicherheit im Sinn hatte, wäre absolut glücklich gewesen, ihn in irgendein finsternes Loch zu sperren und dies mit Brettern zu vernageln, sofern sie damit alles Unheil von ihm fernhalten konnte.

## 4

»Irgendjemand hungrig?«, rief Tom zu den drei Frauen hinüber.

Richard zog eine Laterne von der Ladefläche des Wagens und stellte sie, nachdem es ihm endlich gelungen war, sie anzuzünden, auf einen Felsvorsprung. Er musterte die Frauen mit argwöhnischem Blick, als sie sich ihm näherten, und schien etwas sagen zu wollen, ließ es aber dann sein.

Kaum hatte Kahlan sich gleich neben Richard niedergelassen, reichte ihm Tom die erste dicke Scheibe, die er von einem langen Stück Wurst abgeschnitten hatte. Als dieser ablehnte, griff an seiner Stelle Kahlan zu. Tom schnitt eine weitere Scheibe ab und reichte sie Cara, gleich darauf noch eine für Friedrich. Jennsen war unterdessen zum Wagen gegangen, um etwas in ihrem Rucksack zu suchen.

Hätten sie ein Feuer gehabt, hätten sie sich einen Eintopf, ein Reisgericht oder Bohnen kochen, auf einem Blech ein paar Gerstenfladen backen oder vielleicht eine leckere Suppe zubereiten können. Trotz ihres Hungers bezweifelte Kahlan, dass sie die Kraft zum Kochen aufgebracht hätte, deshalb war sie bereit, sich mit dem zufrieden zu geben, was zur Hand war. Jennsen entnahm ihrem Rucksack ein paar Streifen Trockenfleisch und bot sie den anderen an. Ri-

chard lehnte auch diese ab und begnügte sich stattdessen mit hartem Reisezwieback, Nüssen und getrockneten Beeren.

»Aber willst du denn kein Fleisch?«, fragte Jennsen, als sie sich ihm gegenüber auf ihrem Bettzeug niederließ. »Das kann dir doch unmöglich reichen. Du brauchst etwas Sättigeres.«

»Ich bekomme kein Fleisch mehr hinunter. Nicht, seit die Gabe in mir erwacht ist.«

Jennsen rümpfte die Nase und sah ihn fragend an. »Wieso sollte deine Gabe schuld daran sein, dass du kein Fleisch mehr essen kannst?«

Richard lehnte sich zur Seite, stützte sich auf einen Ellenbogen und betrachtete den weiten, sternensäten Himmel, während er nach den passenden Worten für eine Erklärung suchte. Schließlich meinte er: »In der Natur ist Ausgewogenheit die Folge eines Wechselspiels aller existierenden Dinge. Ein einfaches Beispiel: Betrachte die Ausgewogenheit zwischen Raubtieren und ihrer Beute. Gäbe es einen Überschuss an Raubtieren, wäre die Beute rasch verzehrt. Für einen kurzen Zeitraum würden die Raubtiere prächtig gedeihen, dann jedoch würden auch sie Hunger leiden und schließlich aussterben.

Der Mangel an Ausgewogenheit würde Beute und Raubtier gleichermaßen zum Verhängnis; beider Existenz würde vernichtet. Sie leben in einem ausgewogenen Verhältnis miteinander, weil dies, wenn nicht ihrer bewussten Absicht, so doch ihrem naturgegebenen Wesen entspricht.

Mit Menschen dagegen verhält es sich anders. Ohne diese bewusste Absicht ist nicht unbedingt gewährleistet, dass wir die oft zum Überleben unentbehrliche Ausgewogenheit erlangen. Deshalb müssen wir, um zu überleben, lernen, unseren Verstand zu gebrauchen. Wir pflanzen Getreide, wir jagen nach Fellen, um uns warm zu halten, wir züchten Schafe, scheren ihre Wolle und lernen, sie zu Tuch zu weben. Wir müssen lernen, uns einen Unterschlupf zu bauen. Wir wägen den Wert verschiedener Gegenstände gegeneinander ab und treiben Handel, um die von uns hergestellten Erzeugnisse gegen Dinge einzutauschen, die wir benötigen – und die von anderen hergestellt, gewebt oder erjagt worden sind.

Somit stellen wir eine Ausgewogenheit zwischen unseren Bedürf-

nissen und den uns bekannten Gegebenheiten der Welt her. Wir wägen das, was wir wollen, gegen den vernünftigen Vorteil ab, den es uns bringt, statt einem flüchtigen Bedürfnis nachzugeben, denn wir wissen, nur so können wir auf lange Sicht überleben. Wir nehmen Holz und zünden ein Feuer im Kamin an, um in kalten Winternächten nicht zu frieren, aber so sehr wir auch frieren, sind wir stets darauf bedacht, das Feuer nicht zu groß zu machen, denn damit würden wir riskieren, unseren Unterschlupf, nachdem wir wohlighingeschlafen sind, in Brand zu setzen.«

»Aber manche Menschen handeln doch auch aus kurzsichtigem Eigennutz, aus Habgier und aus Gier nach Macht, und richten damit andere zu Grunde.« Jennsen deutete mit dem Arm hinaus in die Dunkelheit. »Sieh doch nur, was die Imperiale Ordnung tut – noch dazu mit Erfolg. Sie scheren sich nicht darum, Wolle zu spinnen, Häuser zu bauen oder Handel zu treiben. Sie schlachten Menschen ab, nur weil sie ein Land erobern wollen, und nehmen sich, was immer sie begehren.«

»Und wir leisten ihnen Widerstand. Wir haben gelernt, den Wert des Lebens zu erkennen, deswegen kämpfen wir für die Wiedereinführung der Vernunft. Wir sind es, die für Ausgewogenheit sorgen.«

Jennsen strich sich einige Haarsträhnen aus dem Gesicht. »Aber was hat das alles mit deinem Verzicht auf Fleisch zu tun?«

»Mir wurde beigebracht, dass auch Zauberer für sich selbst – für ihre Gabe, ihre Kraft – Ausgewogenheit erzielen müssen; wie übrigens auch in allem anderen, was sie tun. Ich bekämpfe diese Soldaten, die Imperiale Ordnung, die das Leben vernichten wollen, weil es für sie keinen Wert bedeutet. Dafür ist es aber erforderlich, dass ich ganz ähnliche Gräueltaten begehe und vernichte, was ich für das wertvollste Gut halte: Menschenleben. Da meine Gabe eng damit verbunden ist, dass ich Krieger bin, gilt mein Verzicht auf Fleisch als Ausgleich für all das Töten, zu dem ich gezwungen bin.«

»Und was geschieht, wenn du doch Fleisch isst?«

Nach dem gestrigen Tag, das wusste Kahlan, hatte Richard allen Grund, durch seinen Verzicht auf Fleisch das Gleichgewicht wiederherzustellen.

»Normalerweise bereitet mir schon der Gedanke, Fleisch zu essen, Übelkeit. Wenn ich musste, habe ich es getan, aber wenn irgend

möglich verzichte ich darauf. Magie ohne Ausgewogenheit kann schwerwiegende Folgen haben – wie ein zu großes Feuer im Kamin.«

Kahlan kam der Gedanke, dass Richard ja das Schwert der Wahrheit bei sich trug und diese Waffe ihm vielleicht ein ganz eigenes Bedürfnis nach Ausgewogenheit auferlegte. Richard war vom Obersten Zauberer Zeddicus Zu'l Zorander persönlich, von seinem Großvater Zedd, jenem Mann, der einigen Anteil an seiner Erziehung gehabt hatte und von dem er zusätzlich die Gabe geerbt hatte, zum rechtmäßigen Sucher der Wahrheit ernannt worden. Richards Gabe war ihm also nicht nur vom Geschlecht der Rahls, sondern auch von dem der Zoranders vererbt worden. Ausgewogenheit, in der Tat.

Dieses Schwert trugen die rechtmäßig ernannten Sucher nun schon seit nahezu drei Jahrtausenden. Möglicherweise hatte Richards Verständnis für Ausgewogenheit ihm geholfen, die harten Prüfungen, mit denen er konfrontiert worden war, lebend zu überstehen.

Jennsen riss einen Streifen Trockenfleisch ab, während sie darüber nachdachte. »Also, weil du manchmal kämpfen und jemanden töten musst, darfst du, als Ausgleich für diese schreckliche Tat, kein Fleisch essen?«

Richard, der gerade eine getrocknete Aprikose kaute, nickte.

»Es muss schrecklich sein, die Gabe zu besitzen«, sagte Jennsen mit ruhiger Stimme. »Einen so zerstörerischen Zug in sich zu haben, der einen zwingt, einen Ausgleich dafür zu schaffen.«

Sie wich Richards grauen Augen aus. Kahlan wusste nur zu gut, wie schwierig es bisweilen sein konnte, seinem offenen, durchdringenden Blick standzuhalten.

»Genauso habe ich mich damals gefühlt, nachdem ich zum Sucher ernannt worden war und das Schwert bekommen hatte – und mehr noch später, als ich erfuhr, dass ich die Gabe besaß. Ich wollte das alles gar nicht, wollte all das nicht, wozu die Gabe mich befähigte – ebenso wenig wie ich das Schwert gewollt hatte, denn es löste gewisse Empfindungen in mir aus, die besser im Verborgenen geblieben wären.«

»Aber jetzt stört es dich doch nicht mehr so – das Schwert oder die Gabe zu besitzen, meine ich?«

»Du besitzt doch selbst ein Messer und hast es schon benutzt.«

Richard beugte sich zu ihr und streckte ihr die Hände entgegen.  
»Und du hast Hände. Hasst du das Messer oder deine Hände?«

»Weder noch. Aber was hat das damit zu tun, dass man die Gabe besitzt?«

»Ich wurde einfach mit der Gabe geboren, so wie man als Mann oder Frau oder mit blauen, braunen oder grünen Augen geboren wird – oder mit zwei Händen. Ich hasse meine Hände doch nicht allein deswegen, weil ich mit ihnen möglicherweise jemanden erwürgen könnte. Mein Verstand lenkt meine Hände, sie handeln nicht aus eigenem Antrieb. Das zu glauben hieße das Wesen der Dinge, ihre wahre Natur, leugnen. Dieses wahre Wesen der Dinge muss man erkennen, wenn man Ausgewogenheit erzielen will – oder wenn man irgendetwas wirklich verstehen will.«

Im Stillen fragte sich Kahlan, wieso es sie nicht ebenso wie Richard nach Ausgewogenheit verlangte. Warum war dieses Bedürfnis für ihn so alles entscheidend, nicht aber für sie? So gern sie sich schlafen gelegt hätte, sie konnte diesen Gedanken nicht für sich behalten.  
»Oft benutze ich meine Konfessorinnenkraft zu dem gleichen Zweck – um zu töten –, ohne jedoch anschließend, etwa durch Verzicht auf Fleisch, das Gleichgewicht wiederherstellen zu müssen.«

»Nach Ansicht der Schwestern des Lichts wird der Schleier, der die Welt des Lebens vom Reich der Toten trennt, durch Magie aufrechterhalten. Oder präziser, sie behaupten, der Schleier befindet sich hier drin« – Richard tippte sich gegen die Schläfe –, »und zwar bei denen unter uns, die die Gabe besitzen, also Zauberern, und in geringerem Maße Hexenmeisterinnen. Sie behaupten, Ausgewogenheit sei für uns, die wir die Gabe besitzen, unbedingt erforderlich, weil uns, beziehungsweise unserer Gabe, der Schleier innewohnt, wodurch wir unserem Wesen nach zu Wächtern des Schleiers und damit zum Gleichgewicht zwischen den Welten werden.

Mag sein, dass sie Recht haben. Ich besitze beide Seiten der Gabe, additive und subtraktive Magie. Vielleicht besteht darin der Unterschied für mich, vielleicht macht der Besitz beider Seiten der Magie es für mich noch wichtiger als ohnehin, die Gabe im Gleichgewicht zu halten.«

Cara beendete die Diskussion, indem sie Kahlan und Richard mit einem Stück Trockenfleisch vor dem Gesicht herumfuchtelte. »Die-



Terry Goodkind

**Das Schwert der Wahrheit 8**  
Das Reich des dunklen Herrschers

eBook

ISBN: 978-3-641-04957-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: September 2010

Das magische Epos um das Heldenpaar Richard und Kahlan

Kaiser Jagang setzt seine brutalsten Schergen ein, um die Bandakar zu unterwerfen. Diese rufen um Hilfe – und Richard Rahl und Kahlan erhören diesen Ruf.

Ein Meisterwerk der modernen Fantasy!